Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 6 (1902-1903)
Heft: 6

Artikel: Volkstum und Erwerb
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665038

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der keuchenden Brust. Jetzt ging ein jähes Zucken durch seinen Leib; sein Gesicht wurde plötzlich fahl wie die Mauer, gegen die er lehnte. Langsam glitt er zur Seite nieder. Die Hände tasteten ängstlich nach einem Halt, griffen aber nur in leere Luft. Diese Bewegung gab dem Körper vollends das Übergewicht, daß er schwer von der Bank zur Erde fiel.

Der Stationsvorsteher, ein stattlicher, rotmündiger Herr, stand auf dem Perron. Schon eine Weile hatte er das auffallende Gebaren des Knaben beobachtet. Jetzt trat er auf ihn zu, um den Gesunkenen aufzuheben. Da sah er, wie dem Knaben das Blut aus Mund und Nase strömte.

„Schnell den Doktor holen!" rief er dem im Büreau arbeitenden Schreiberlehrling zu. „Ich glaube gar, der dumme Junge hat sich das Herz eingerannt."

(Ende.)

Volkstum und Erwerb.*)

Zwei Lebensideale haben von jeher bestimmend auf die Geschicke der Völker eingewirkt: Erwerb, um zu genießen, und Erwerb, um sich zu vervollkommnen. Die im ruhigen Genuß das höchste Gut sehen, sind die Vertreter der bürgerlichen, der sozialen Weltanschauung. Sie schätzen die Tugenden der Ordnung, des Friedens, der behaglichen Häuslichkeit, sind hilfreich und verträglich und fördern meist die das Leben verschönernden Künste. Sie wollen, daß jedermann das gleiche Maß von Rechtsschutz und Glück zukomme und sind gegen jeden Zwang. Gehen lassen, leben und leben lassen, Duldsamkeit gegen fremde und eigene Fehler, das ist die Hauptforderung der Bürgermoral. Man kann diese läßliche Lebensauffassung die weibliche nennen; sie ist vornehmlich empfangend, selbstgenügend und selbstgefällig. In ihren Lastern artet sie zu Gesinnungslosigkeit, Gemeinheit, roher Genußsucht und Zuchtlosigkeit aus. Die rastloses Fortbilden zu ihrem Hochbild erhoben, sind die Herrenmenschen, die Vertreter der nationalen Anschauung. Ihnen gelten bloß die Tugenden des Wagens, Eroberns, Befehlens; sie wollen immer weiter voran, sind nie befriedigt und schätzen das Tun mehr als das Genießen. Sie glauben, daß Gleichheit lediglich zur Flachheit und, gleich auf ebener Fläche zerfließendem Wachs, zur Formlosigkeit führe, während nur der Zwang Formen hervorbringe, nur die Zucht den Charakter stähle. Diese Lebensansicht ist männlich, erzeugend, ausdehnungslustig. Tüchtigkeit, nicht Geld, Hammer, nicht Amboß sein, sind ihre Forderungen. In ihrer Entartung führt die Ansicht zu Maßlosigkeit, Ungerechtigkeit und Tyrannei.

Der Gegensatz der gekennzeichneten Lebensideale hat in den Kämpfen zwischen leidenden Völkern, Bismarcks weiblichen Nationen, und den tatkräftigen Völkern oder männlichen Nationen, ferner in dem Ringen zwischen Viel- und

*) Vgl. Bücherschau: Volkstum und Weltmacht in der Geschichte.

Einzelherrschaft, Geld- und Geburtsadel, Industrie und Agrariertum seinen Ausdruck gefunden. Der Gegensatz bewegte das Altertum ebenso gut wie die Neuzeit. Die bloß auf ruhigen Erwerb bedachten Phönizier wichen den Assyrern, die Athener der Pöbelherrschaft den Mazedoniern, die in Luxus versunkenen süditalienischen Pflanzstädte und die Diadochen den Römern. In allen Staaten des alten Abendlandes tobte der Kampf zwischen Herrschersippen und den breiten Massen, Aristokratie und Plutokratie.

Es ist eine anerkannte Tatsache, daß der Erwerb die erste Grundlage zur Kultur abgibt. Erst wenn Eigentum bei den Urstämmen sich entwickelt und mehrt, legen sie ihre ursprüngliche Wildheit allmählich ab und gelangen zu Gemeinwesen und fester Sitte, zu den Anfängen von Hausbau, Musik und Kunstgewerbe. Desgleichen hat noch nie ein armes Volk eine eigene Zivilisation hervorgebracht oder eine fremde schöpferisch fortgebildet. Große Bauten aufführen und kostbare Gemälde bestellen kann bloß, wer über reiche Mittel verfügt, und selbst die Dichtung, die Beredsamkeit, die Geschichte, die doch zu ihrem äußeren Ausdruck keiner Ausgaben bedürfen, gedeihen bloß in Zeiten der Wohlhabenheit und Fülle. Schon Firdusi wurde nur durch das Versprechen goldener Belohnung dazu veranlaßt, das Königsbuch zu schaffen. Göthe erklärte, daß zu seiner Bildung über eine Million nötig gewesen sei: jedes Bonmot koste ihn eine Börse Gold. So ist mithin der Erwerb eine wesentliche Stütze, ja Grundbedingung jeglicher Kultur und damit auch jeden Volkstums.

Weniger springt in die Augen, daß durch den Erwerb, wenn er einseitig betrieben wird, das Volkstum geschädigt werden kann. Das Sinken und Zerfallen der Staaten wird gewöhnlich einem natürlichen Gesetze des Blühens, Reifens und Verwelkens zugeschrieben, aber die Geschichte kennt nicht bloß das Natur-, sondern auch das Sittengesetz. Wie durch eigene Schuld jemand mit dreißig Jahren schon zum Greis, so kann auch ein junges Volk durch eigene Schuld vor der Zeit untergehen oder aber durch Willenskraft „gegen das Schicksal" sein Leben verlängern. Wer in der Geschichte bloß Notwendigkeit erblickt, dem haben wir nichts zu sagen; wer aber Freiheit des Handelns darin anerkennt, der sei eingeladen, die Nachteile ausschließlicher Erwerbsrichtung näher zu betrachten.

In einer seiner wunderbaren prophetischen Visionen stellt sich Jean Paul vor, wie die Erde einmal aussehen wird, wenn der Industrialismus zur höchsten Vollendung gelangt ist. Die ganze Erde ist dann eine einzige Stadt, kein Fleckchen Grün irgend zu erblicken, kaum, daß vom Himmelsblau noch ein Strahl in die engen Gassen und riesigen Häuser hinableuchtet. Der Erwerb ist der König des Tages, aber alle Poesie ist aus der Welt verschwunden, dürrste Prosa nur zurückgeblieben. Selbst die Liebe ist eingeschrumpft und erstarrt. Der Dichter meinte, daß schon in fünfzig Jahren sein Grauenbild daran sei, verwirklicht zu werden. Ganz so weit sind wir noch nicht, wie seine göttliche Phantasie es malte, allein in Birmingham und Glasgow, in

Elberfeld und Lodz, in Pittsburg und Kioto ist man dem Bilde bedenklich nahe gekommen. Ein Geschlecht, das zwischen Schornsteinen und Eisenbahnschuppen, in dumpfigen Fabrikräumen und greulichen Hinterstubkneipen aufwächst; jeder klare Fluß zu einem Sumpfe versudelt, jeder Ausblick zum hellen Himmel durch Rauch verdüstert; die einzigen Spielplätze der Kinder in engen schmutzigen Höfen, das Leben der Erwachsenen ein endloses Verfertigen derselben Geräte, die andere benutzen, von Kleidern, die andere tragen, ein mühseliges, dunkles Sklavendasein. Glücklicher war der Neger, der auf einer amerikanischen Pflanzung arbeitete; und voller Verachtung erzählten von der Maschinenarbeiter schimpflichem Los Schwarze, die von einem Besuch in Europa nach der afrikanischen Heimat zurückkehrten.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Wenn das ganze Leben bloß den Zweck haben soll, so und so viel Millionen Menschen mit Nahrung zu versehen, dann könnten ebenso gut so und so viele Millionen Kaninchen oder Ratten gefüttert werden, der Erfolg wäre derselbe. Der Zweck eines Staates insbesondere besteht nicht, wie die neuzeitlichen Hedoniker*) sagen, darin, den Untertanen möglichst viel Brot und möglichst gute Kleidung zu besorgen, sondern in der Erziehung eines Volkes zu tüchtigen, edelschönen Menschen. Die Erziehung kann aber bloß ihr Ziel erreichen, wenn der Erwerb leibliche und geistige Gesundheit fördert, nicht wenn er, wie in den Fabriken, sie mindert und zerstört. Der Ackerbau hat daher ein Recht, sich gegen die überhandnehmende Industrie zu erheben. Der Ackerbau hat nicht, wie seine Feindin, eine ausschließliche Richtung auf Erwerb, sondern ist mit gesunder Leibesübung, sowie mit sittlichen Grundsätzen und geschichtlich gewordenen Zuständen verwachsen; er hat eine Überlieferung und daher Form und Charakter, während die Industrie sich zwar hier und da von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, gewöhnlich aber, vom Boden losgelöst, haltlos in der Luft schwebt. Das Rom des Großindustriellen Krassus und der Freigelassenen verlor seine Zucht, das industrielle Japan die strenge Sitte der Feudalzeit. Die Fabrikarbeiter New-Yorks und Kairos kümmern sich nicht um ihre Staats- und Volkszugehörigkeit. Soviel über die Schäden des Erwerbs bei der Masse.

Nicht allzu verschieden gestalten sich die Schattenseiten bei den Unternehmern. Sie haben nichts von der Verkümmerung der leiblichen und geistigen Spannkraft zu besorgen, die durch ungesunde Wohnung und eintönige Beschäftigung verursacht wird. Dagegen liegt die Gefahr der Verweichlichung sehr nahe, wie die Beispiele von Tyrus, Sybaris und dem kaiserlichen Rom, den italienischen Städten der Nachrenaissance, von Persien und China beweisen. Reichtum erzeugt Üppigkeit und Lässigkeit; die ganze Sorge dreht sich bald nur noch um die Befriedigung leiblicher Gelüste, um bequemes Wohlleben und wirft so den reichen Sklaven des Erwerbs in dieselbe Ohnmacht und Ziellosigkeit wie den armen. Der Sybarit auf dem Rosenbette ist zur selben Nutzlosigkeit

*) Anhänger der Genußlehre.

des Daseins verdammt wie der zur ewigen Tretmühle verurteilte Knecht der Fabriken. Es ist dabei gleichgültig, ob der Unternehmer und sein Vater in der Industrie oder der Rhederei oder im Bankwesen ihr Geld erworben haben; die Symptome sind die gleichen. Das Vorwiegen des Genußlebens bringt naturgemäß Gleichgültigkeit gegen ideale Güter. Nur die Kunst wird gepflegt, weil sie den Genuß zu reizen und den Genuß selbst zu vermehren geeignet ist. Dagegen wird die Anhänglichkeit ans Vaterland geringer und die Berührung mit dem Volkstum hört auf. Der Rheder sucht seinen Gewinn über See und der Bankier und Industrielle in ausländischen Anlagen. Die goldene Jugend ahmt fremden Sport und fremde Sitten nach und erfreut sich an fremden Sprachen. Um ferner die Mittel zum Genußleben zu erhalten, dient bald nicht mehr tätiges Wirken, sondern arbeitsunlustiges Spekulieren und Intrigieren. Cliquenwirtschaft und Bestechlichkeit, Hazard- und Börsenspiel und Gründungsschwindel werden zur Tagesordnung, einerlei ob bei einer verkommenen Aristokratie wie in Venedig und dem Frankreich der Regentschaft, oder einer plutokratischen Bourgeoisie, wie dem Frankreich der Orleans und den Vereinigten Staaten. So endet das Genußleben der höheren Kreise genau wie das der Massen in Gleichgültigkeit gegen das Volkstum und Erschlaffung der eigenen Kraft, in Plattheit und Gemeinheit.

Bismarck äußerte einst, wenn er nach Grundsätzen regieren solle, so komme ihm das vor, als ob er mit einer Stange im Munde durch einen engen Waldpfad zu gehen hätte. Solche Grundsatzlosigkeit mag befremden, allein sie zeugt von wahrer Kenntnis des Lebens. Jedes System entartet zuletzt; nur maßvolle Bewegung zwischen zwei Extremen taugt und fördert. Zuviel Salz in der Suppe und zuviel Feuer im Ofen ist gerade so schlimm wie zu wenig. Überhebung und Tyrannei ist gerade so ärgerlich wie der fade Gleichheitsbrei. Nun wird aber zu einer gegebenen Zeit immer entweder die Kraft und Roheit oder die Klugheit und List, immer entweder Einzelwille und Herrschertum oder die Masse und Gleichheitstum überwiegen. In der Gegenwart war das soziale Element, das erwerbende Spießbürgertum und die ihm nächstverwandte Sozialdemokratie, zur Macht gekommen, jüngst aber hat man begonnen, wieder zum tatenfreudigen Individualismus, von beschaulichem Genuß wieder zu rücksichtslosem, unruhigem Wagen hinüber zu streben.

Darum, wenn du dies nicht hast,
Dieses Stirb und Werde!
Bleibst du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Gilt dies für den einzelnen, so gilt es hundertfach für ein ganzes Volk, dem kein gefährlicheres Geschenk böser Feen gegeben werden kann als zu langer Friede. Einschläfern durch süßes Opium! Ruhe ist nur gut für den Müden und Friede für den Schwachen.

Die Überzeugung, daß das bürgerliche Regime keineswegs das erhoffte Ideal und daß es nötig, den überspannten Einseitigkeiten des Erwerbtriebes ent-

gegenzutreten hat in den Vereinigten Staaten zum Krieg mit Spanien geführt, den befangene Wirtschaftsfanatiker der Zuckerkrisis zuschrieben, in England zur imperialistischen Bewegung, in China zu einer tiefgehenden Gährung gegen bisherige Ordnung. Auch in Deutschland fehlt es nicht an Anzeichen, daß ein Umschwung sich vorbereite. Der Krieg mit China ist ein Anfang dazu. Und gegen den übermächtigen Industrialismus erhob sich das Land. Die Bewegung des Bauernbundes im Süden und der Großgrundbesitzer des Ostens mag noch so sehr mit falschen Anschauungen oder unwürdigen Beweggründen verquickt sein, allein wo Rauch ist, muß auch Feuer sein: die Bewegung ist berechtigt und weit verbreitet. Die Ansiedelungskommission mit ihrem nationalen Werk in den halbpolnischen Grenzprovinzen ist ebenfalls, trotz der bureaukratischen Schwächen, die ihr anhaften, ein Beweis für das Erwachen eines neuen Geistes. Das wichtigste Zeichen von allen aber ist die Gründung deutscher Bauernkolonien in Übersee und das wachsende Verständnis für die Notwendigkeit von Neuland. Hand in Hand damit geht ein geistiger Feldzug gegen die Großstadt und die Industrie, gegen Sozialismus und Weltbürgertum, ein Feldzug zur inneren Vertiefung und Stärkung, das Edelste zu fördern, das im Volkstum verborgen liegt.

Wir hoffen und glauben, daß die Weltherrschaft der Zukunft den Deutschen gehört. Aber wie sind wir bis jetzt zu Werke gegangen? Nun, zunächst ganz richtig so, daß wir Kulturwerte schufen. Denn was soll eine Weltherrschaft, wenn sie bloß wie die der Zulu und der Tataren die Welt verödet und zerstört? Wie selbst von den Engländern ihr eigener Landsmann Byron sagt:

Es wird von euch die Welt
Geknechtet halb und halb geprellt.

Darauf wünschten wir, in Reichtum und Bildung uns fühlend, Ausdehnung unserer Wirksamkeit. Da haben wir denn bis jetzt einen wertvollen Teil unserer überschüssigen Kräfte dem Auslande geschenkt, haben die Achtundvierziger, die ein einiges Deutschland und eine starke Flotte wollten, nach Amerika geschickt, haben unparteiisch Japaner und Chinesen, Türken und Griechen, Chilenen und Argentinier mit Militärinstruktoren versorgt, überlassen noch jetzt Tausende von Ärzten, Rechtsgelehrten, Philologen, Elektrikern dauernd dem Auslande und senden Zehntausende von Kaufleuten, Handwerkern und Bauern nach Rußland, Algerien, Natal, nach Argentinien und den Vereinigten Staaten. Ein herrlicher Weg, um zur Herrschaft zu gelangen, seine Feinde vorher auf eigene Kosten zu kräftigen! Inzwischen wuchs jedoch der Wunsch nach eigener Krafterweiterung und Ausdehnung, und wir stürzten uns in die stürmische See der Kolonialpolitik.

Die Kolonien haben uns unendlich viel Nutzen gebracht. Sie haben unsern Blick auf das Meer gerichtet und ihm das Verständnis der neuzeitlichen Weltlage eröffnet, haben uns vom Kleinlichen abgezogen und an größere, bisher ungeahnte Verhältnisse gewöhnt. Für Bildung und Erkenntnis kann man nicht leicht zu viel zahlen. Ein Volk, das jährlich über zwei Milliarden für Tabak

und Getränke ausgibt, was nicht gerade ganz unbedingt notwendig wäre, kann es sich auch gestatten, zehn Millionen im Jahre für seine staatsmännische und erdkundliche Bildung anzulegen. Wir haben ferner zwar viel edles Blut in Afrika verloren, aber ein unnütz Leben wäre unseren Helden und Pionieren ein früher Tod gewesen, und süß ist's, fürs Vaterland zu sterben. Fürs Vaterland? Ist aber Kamerun und Togo deutsches Vaterland oder kann es das je werden? Hier liegt der Grundschade aller bisherigen Kolonialpolitik. Wir können wahrlich von ihr sagen:

Ach! unsere Taten selbst, so gut als unsere Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang.

Das fortwährende Sichberauschen in spärlichen Kolonialerfolgen hat uns von wichtigeren Aufgaben zurückgehalten. Wir hatten sehr klar erkannt, daß wir keinen Properz, sondern einen Tyrtaios brauchten, allein zu was haben unsere begeisterten Führer uns angestachelt? Tropische Kolonien zu erwerben, damit einige deutsche und fremde Kapitalisten durch Pflanzungen sich bereichern; Kolonien gemäßigten Klimas, damit dieselben Unternehmer durch Eisenbahnsyndikate und Bergwerke Geld verdienen; beide, damit Rheder durch unterstützte Linien Reichtümer aufhäufen. Also wiederum irregeführt durch die einseitige Richtung zum Erwerb! Als ob der Golddurst nicht schon die Spanier geblendet und ins Verderben gestürzt. Nichts für Bauernansiedlung, nichts für Auswanderung, nichts für Neuland. Geld und wieder Geld, aber kein Gewinn für die Nation, keine Stärkung des Volkstums. Alle Nachteile, die der reine Erwerbsgeist, die fanatische Erwerbsjagd dem Volkstum bringt, fanden sich denn auch bald in unserer Kolonialentwicklung ein. Die Gleichgültigkeit für nationale Interessen zeigt sich in dem Bündnis der Hamburger Rheder mit den Briten, in der Preisgabe unseres wertvollsten Neulandes in Südafrika; statt in Tokio die längst ersehnte Deutsche Bank zu gründen, halfen unsere Kapitalisten mit einer halben Milliarde den Engländern bei einer chinesischen Anleihe. Die Sitten- und Charakterlosigkeit, die üppiges Leben erzeugt, offenbarte sich in der bedenklichen Menge von Kolonialskandalen und dem Morphinismus so vieler hervorragender Afrikaner. Die Wunden, die so uns geschlagen wurden, schmerzten empfindlicher als das vor pallisadenverschanzten Bomas vergossene Blut. Gesündere Sitten herrschen in der einzigen Kolonie, wo wir ein Fleckchen Neulandes beackern, in Südwestafrika: im Besiedeln eigenen, nicht im Beherrschen fremden Landes ruht unser Ziel. . . . .

Das Sorgenkind.

Ein weißer Reif liegt über Flur und Tann,
Und fällt wie Blüten von den alten Linden;
Und durch die graue Nebeldecke kann
Ein schwacher Strahl nur seinen Ausweg finden.